

Bieler Gemeindeteil
auf gelber Beilage

saemann

Evangelisch-reformierte
Monatszeitung
121. Jahrgang
www.saemann.ch

pfarrblatt

Wochenzeitung der
römisch-kath. Pfarreien des
Kantons Bern, alter Kantonsteil
www.pfarrblattbern.chChristkatholisches
KirchenblattZeitschrift der Christkatholischen
Kirche der Schweiz
www.christkath.ch

JGB-FORUM

Publikation der
Jüdischen Gemeinden
von Bern und Biel
www.jgb.chund Mitgliedern der muslimischen
Glaubensgemeinschaft in der
Schweiz

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser

Haben Sie Vorurteile? Sagen Sie nicht Nein – denn das menschliche Gehirn kommt gar nicht darum herum, die komplexe Wirklichkeit in Kategorien einzuteilen. Oder haben Sie wirklich noch nie gedacht: «Typisch Frau!», «typisch Mann!» oder auch «typisch schweizerisch!»?

Was zunächst einmal ein ganz normaler psychologischer Mechanismus ist, kann aber im Zusammenleben zu grossen Problemen führen. Denn eine Kategorisierung wird dem Einzelfall nie gerecht. Mag eine solche Abstempelung für das Opfer eines Appenzellerwitzes noch harmlos sein, hat sie für eine Person mit einer bestimmten Hautfarbe, Religionszugehörigkeit oder Herkunft vielleicht fatale Auswirkungen. Wenn zum Beispiel Jugendliche bei der Lehrstellensuche nicht nach ihrer Qualifikation, sondern nach der Endung ihres Familiennamens beurteilt werden, muss uns dies zu denken geben.

Dazu will die vierte Ausgabe der interreligiösen Gemeinschaftsausgabe «zVisite» einen Beitrag leisten – unter anderem, indem Menschen, die durch offen gezeigte religiöse Symbole, ihre Herkunft oder ihr politisches Engagement Vorurteile auf sich ziehen, zum Gespräch miteinander eingeladen werden.

Die aktuelle und zum Teil sehr emotional geführte öffentliche Diskussion um die Integration der muslimischen Minderheit in der Schweiz unterstreicht die Dringlichkeit einer besonnenen Auseinandersetzung mit dem Thema. Wir alle werden nach der Lektüre dieser Ausgabe weiterhin mit Vorurteilen zu leben haben. Vielleicht aber werden wir hinter dem Allgemeinen vermehrt auch das Besondere suchen – und diesem gerechter werden.

Samuel Geiser, Martin Lebmann
Angelika Boesch, Jürg Meienberg
Jean Drummond-Young
Peter Abelin
Laila Sheikh



Sämtliche Bilder dieser Ausgabe stammen von der Berner Fotografin Céline Beyeler

Achtung Satire!

76,3 Prozent aller Vorurteile sind falsch

Die Wirklichkeit ist meist anders, als wir sie wahrhaben wollen. Zu diesem Schluss kommt der Vorurteilsforscher Dietmar von Dittershausen in einer Feldstudie. Der grosse deutsche Soziologe, der heute in Konolfingen lehrt und forscht, stellt in seinem Buch («Abgestempelt», Verlag Invinoveritas, Zäziwil) 279 Vorurteile der sorgfältig ermittelten Wirklichkeit gegenüber. Das erstaunliche Fazit: 213 (76,3 Prozent) der untersuchten Vorurteile sind falsch, 49 (17,6 Prozent) sind teilweise richtig, bloss 17 (6,1 Prozent) sind richtig. Diese Ergebnisse dürften als repräsentativ gelten. Drei Fallbeispiele.

Vorurteil Nr. 1: Gaga Gräubi sei dumm. Die Wirklichkeit: Gaga Gräubi ist blond, sehr sogar, und schön, ebenfalls sehr. Auf dem Titelbild der «Schweizer Illustrierten», nach ihrer Wahl zur Miss Schweiz, scheint sie dem Louvre entsprungen: die Haare von Botticelli, das Lächeln von da Vinci, der Busen von Rubens. Gaga Gräubi, die amtierende Miss Schweiz, ist Oberassistentin am Konolfinger Institut für Vorurteilsforschung. Zusammen mit den Assistentinnen Melanie Winiger und Mascha Santschi hat sie die 279 Vorurteile evaluiert und die dazugehörenden Wirklichkei-

ten ermittelt. Professor von Dittershausen attestiert seiner Oberassistentin eine immense Schaffenskraft und aussergewöhnliche Intelligenz. Sein Befund: Dumm ist, wie so oft, nur das Vorurteil.

*

Vorurteil Nr. 2: Hatschi Halef Omar Bin Mustafa sei Moslem und somit Terrorist, Occhi Neri sei Mafiosa. Die Wirklichkeit: Bin Mustafa, in Mekka geboren und aufgewachsen, studiert in Kabul. Auf einem Ausflug in die Tora-Bora-Berge trifft er einen Jugendfreund, Osama Bin Laden. Sie spielen Eile mit Weile und trinken Coca Cola. Bin Laden lädt Bin Mustafa ein, Al Kaida beizutreten. Bin Mustafa lehnt ab. Er hat die Werke des jordanischen Imams Mokhtar Kameloni gelesen und ist dabei zum Pazifisten geworden. Nach dem Studium möchte Bin Mustafa in den USA arbeiten, erhält aber ohne Angabe von Gründen kein Einreisevisum. Er kommt nach Lugano, wo er Occhi Neri kennenlernt. Signorina Neri ist Vizedirektorin der Banca del Gottardo, zuständig für die Nummernkonti. Der Moslem und die Katholikin sind bald ein glückliches Paar. Auf Wunsch seiner Schwiegermutter schliesst Hatschi Halef Omar den kranken Don Camillo, Beichtvater der Familie Neri, in seine Gebe-

te ein. Occhi Neri Bin Mustafa verlässt die Banca del Gottardo «in gegenseitigem Einvernehmen»: Ob sie tatsächlich die Saldi auf Nummernkonti, die ihr herrenlos erschienen sind, dem Fastenopfer zugewendet hat, bleibt ungeklärt. Occhi arbeitet jetzt bei Amnesty International, Hatschi Halef Omar bei der Beratungsstelle für Militärdienstverweigerer. Dietmar von Dittershausen resümiert: Je unglaublicher die Wirklichkeit, umso simpler das Vorurteil.

*

Vorurteil Nr. 3: Blocher sei stur, unkollegial, unsozial. Die Wirklichkeit: Blocher ist tolerant. Er billigt Andersdenkenden

erst einmal guten Willen zu, nimmt sie ernst, versucht sie zu verstehen. Blocher ist ein Mann, der nicht nur reden, sondern auch zuhören kann. Die Kollegen und die Kollegin im Rat schätzen ihn als lösungsorientierten, konsens- und kompromissbereiten Politiker. Wenn es darum geht, Menschen in Not beizustehen, ist auf Blocher Verlass. Die Bürgerinnen und Bürger von Blümliwil könnten sich keinen besseren Gemeindepräsidenten vorstellen als Christian Blocher. Dietmar von Dittershausen stellt fest: Das Vorurteil ist falsch, weil es, wie so oft, den Falschen trifft.

*

Als teilweise richtig beurteilt Dietmar von Dittershausen zum Beispiel die Vorurteile, der Papst sei unfehlbar, der Synodalratspräsident hingegen fehlbar. Zu den wenigen richtigen Vorurteilen zählt Dittershausen jenes über die Vorurteilsforschung an seinem Institut.

Heinz Däpp

Typisch!

Nachdenken über Vorurteile

«zVisite», die Gemeinschaftsproduktion von «saemann» (ref.), «pfarrblatt» (röm.-kath.), «Kirchenblatt» (christkath.), «JGB-Forum» (jüd.) und einer muslimischen Mitarbeiterin, befasst sich mit dem urchenlichen Bedürfnis, die Menschen in Schubladen zu stecken. Beiträge zum Thema: Seiten 1–4, 8

Heinz Däpp, lange Jahre Bern-Korrespondent der «Basler Zeitung», ist für seine satirischen «Schnappschüsse» auf Radio DRS 1 bekannt, die auf CD (www.radio-kiosk.ch), teils auch in Buchform erhältlich sind (Licorne-Verlag)

Sofagespräche (I): Kadriye Koca und Yves Kugelmann

«Wer sich eingrenzt, grenzt sich aus»



Bild: Céline Beyeler

Kadriye Koca ist türkisch-schweizerische Doppelbürgerin, Muslima und war CVP-Grossratskandidatin. Yves Kugelmann ist Jude und Chefredaktor des jüdischen Wochenmagazins «Tachles». Ein Gespräch auf dem Sofa – über Kopftuch und Kippa, Imame und Rabbiner, Kritik und Klassen.

Ein kalter Novembertag. In schrägen Strahlen fällt das Sonnenlicht in den Raum. Yves Kugelmann ist bereits eingetroffen. Er geht auf und ab, das Handy am Ohr, willkommene Minuten, um ein Telefonat zu erledigen. Jetzt tritt Kadriye Koca ein, lächelt, schüttelt Hände, entschuldigt sich für die Verspätung. Man setzt sich auf das Sofa, bereit, ein Gespräch zu führen.

Frau Koca, Sie sind Muslima und tragen ein Kopftuch, Herr Kugelmann, Sie sind Jude und tragen eine Kippa.

Welche Zeichen setzen Sie damit?

Kadriye Koca: (*verwirft die Hände*) Das Kopftuch. Immer das Kopftuch. Eigentlich sollte das im Jahr 2004 kein Thema mehr sein, oder? Wir leben in einer modernen Welt, da darf man sich kleiden, wie man will.

Es ist aber trotzdem ein Thema. Warum tragen Sie eins?

Kadriye Koca (32)

ist türkisch-schweizerische Doppelbürgerin, Muslima und lebt in Basel. Die interkulturelle Mediatorin und Übersetzerin arbeitet beim Projekt «Friedvolles Zusammenleben» in einer Basler Schule. Im Oktober 2004 kandidierte sie bei den Grossratswahlen für die CVP. Kadriye Koca ist verheiratet und Mutter dreier Kinder.

Kadriye Koca: Das Kopftuch ist ein Teil meiner Identität. Hätte ich keins, wäre ein Teil von mir weg. Ich trage das Kopftuch als Schutz. Jene Frauen, die im Sommer mit nackten Armen, Beinen und Bäuchen herumlaufen, werden belästigt. Unsere Körper sind etwas Privates. Ich bedecke mich, weil das im Koran so steht. Und weil ich mich so wohl fühle.

Yves Kugelmann: Ich bin praktizierender, aber nicht orthodoxer Jude. Meine Religion schreibt mir vor, die Kopfbedeckung bei religiösen Handlungen zu tragen, zum Beispiel beim Essen und Beten.

Die Kippa wird aber in letzter Zeit von aussen als politisches Statement wahrgenommen: Wer eine gehäkelte Kippa trägt, gilt als Anhänger der Siedlungspolitik, eine aus Leder bedeutet orthodox. (*Er hält inne und lächelt.*) Also machte ich es mir einfach und zog sie im Alltag aus.

In der hiesigen Gesellschaft wird man vorab über Äusserlichkeiten definiert. Wer einen Juden sieht, denkt an Israel. Das ist ein Zeichen von Inkompetenz. Würde in den Schulen früh mit der Aufklärung über Glaubensfreiheit begonnen, kämen solche Vorurteile nicht zu Stande.

Mit Bildung gegen Vorurteile also?

Kadriye Koca: Ja, es ist sehr wichtig, dass Kinder verschiedener Religionen schon früh zusammenkommen. So lernen sie, einander zu respektieren. Später werden sie nicht das Kopftuch sehen, sondern den Menschen. Denn genau das erwarte ich von der Gesellschaft: dass man mich als Menschen wahrnimmt.

Yves Kugelmann: Wie weit kann man sich integrieren, ohne sich zu assimilieren? Wo verliert man seine eigene Identität?

Kadriye Koca: Ich möchte nicht, dass sich meine Kinder gänzlich anpassen. Mir sind die Werte unserer Kultur wichtig. Doch es ist mir bewusst, dass ich in der Schweiz Pflichten und Rechte habe, mich hier integriere und nach den hiesigen Regeln lebe. Darum finde ich es unverständlich, wenn Leute aus der SVP sagen, in fünfzig Jahren hätten wir hier eine muslimische Mehrheit und müssten nach der Scharia leben.

Welche Ängste hat die SVP damit mobilisiert?

Yves Kugelmann: Rassismus ist die Urangst des Menschen vor dem Fremden. Doch Urangst und Vorurteile sind nicht dasselbe. Wenn jemand sagt: Ein Kopftuch ist das Zeichen von Unterwerfung der Frau, ist das ein Vorurteil. Wenn aber jemand sagt: Ich habe Angst vor schwarzen Männern, hat das mit Urangst zu tun.

Grundsätzlich sollte man Ängste und Vorurteile ernster nehmen. Oftmals werden Rassisten verdammt und Minderheiten romantisiert. Es ist nicht einfach schlecht, wer Vorurteile hat. Und es ist nicht einfach gut, wer einer Minderheit angehört. Hier ist ein Dialog gefragt.

Wie ist es mit den Vorurteilen in der eigenen Religionsgemeinschaft?

Sie, Herr Kugelmann, sind als Chefredaktor der jüdischen Zeitschrift «Tachles» israelkritisch eingestellt.

Und Sie, Frau Koca, haben als Muslima für die CVP kandidiert.

Yves Kugelmann: «Tachles» ist nicht generell israelkritisch, es geht nicht darum, jemanden vor den Kopf zu stossen. Wir üben aber punktuell sachbezogene Kritik. Ich verlange einfach, dass wir – auch innerjüdisch – offener debattieren.

Sonst besteht die Gefahr, dass man sich übers Schlechte definiert und zur «Schicksalsgemeinschaft» wird. Denn wer sich eingrenzt, grenzt sich auch selber aus.

Kadriye Koca: Ich wollte mit meiner Kandidatur nicht provozieren, weder auf der einen noch auf der anderen Seite. Dass ich bei der CVP gelandet bin, ist eher zufällig. Ich wollte einfach dazu beitragen, dass es uns in diesem Land weiterhin gut geht. Dass meine Kandidatur so viel auslöste, hat mich erstaunt. Ich bin doch Schweizer Bürgerin und darf also sowohl wählen als auch gewählt werden.

Yves Kugelmann: Das Volk wird von einigen Leuten in zwei Klassen eingeteilt: Entweder ist man «echter» Bürger dieses Landes oder man ist es nicht.

Kadriye Koca: (*beugt sich zu Yves Kugelmann und nickt*) Ja, da habe ich ein gutes Beispiel: Letztlich, an einem Kongress über Ausländer und Kriminalität, kam eine Frage aus dem Publikum: Wie viele kriminelle Taten werden von eingebürgerten Ausländern begangen? Da sagte der Referent: Schweizer sind Schweizer. – Eine gute Antwort, nicht?

Kürzlich stand in einer Zeitung, der Imam von Zürich habe gesagt, man dürfe Frauen steinigen...

Kadriye Koca: (*richtet sich auf, ihre Stimme wird lauter*) ... Ich kann nicht ausschliessen, dass es zu dieser Aussage gekommen ist. Aber in den Zeitungen stehen lauter Sachen, die nicht immer stimmen...

Nun haben der Schweizerische Evangelische Kirchenbund und die Schweizer Bischofskonferenz gefordert, Imame müssten eine Ausbildung in der Schweiz absolvieren.

Yves Kugelmann: (*schüttelt den Kopf*) Diese nur auf Moslems fokussierte Forderung ist masslose Effekthascherei.

«In der hiesigen Gesellschaft wird man vorab über Äusserlichkeiten definiert»: Yves Kugelmann und Kadriye Koca im Gespräch

Wenn schon, dann müssten alle hier ausgebildet werden – nicht nur Imame, sondern auch Rabbiner und buddhistische Mönche. Und warum spricht eigentlich nie jemand von Sekten und Freikirchen?

Haben Sie ein Schlusswort, einen Wunsch vielleicht?

Kadriye Koca: Ich wünsche mir, dass wir uns nicht über Äusserlichkeiten definieren, dass wir uns nicht von vornherein verurteilen, sondern miteinander sprechen und uns gegenseitig respektieren.

Yves Kugelmann: Ich möchte, dass Diskussionen nicht einfach an die Massenmedien delegiert werden, sondern – wie hier und jetzt – im kleinen Rahmen, von Mensch zu Mensch stattfinden. Jeder Bürger und jede Bürgerin sollte einmal auf einem solchen Sofa sitzen.

Moderation: Brigitta Rotach
Text: Regula Tanner

Yves Kugelmann (33)

ist Jude und lebt in Basel. Er arbeitete erst als freier Journalist, war später in der informellen jüdischen Jugend- und Bildungsarbeit tätig und wurde dann Redaktor bei der «Jüdischen Rundschau».

Seit vier Jahren ist Yves Kugelmann Chefredaktor der jüdischen Zeitschrift «Tachles».

Sofagesprache (II): Jasmin Hutter und Qazim Hajzeraj

«Vorurteile sind Barrieren, die man sich selber baut»



Bild: Céline Beyeler

Jasmin Hutter ist SVP-Mitglied und politisiert seit einem Jahr im Nationalrat. Qazim Hajzeraj flüchtete 1987 aus Kosova und ist heute Jugendarbeiter in Bern-Bethlehem. Ein Gespräch auf dem Sofa – über Plakate und Parolen, Anpassung und Integration, Äusserlichkeiten und innere Werte.

Man ist auf Anhieb per Du. «Guten Tag, ich bin die Jasmin», sagt die 26-jährige Jungpolitikerin aus dem Kanton St. Gallen, als sie zur Tür hereinkommt, «freut mich, ich bin Qazim Hajzeraj», entgegnet der Mann mit den dunklen Haaren. Es wird Kaffee serviert, bald beginnt das Gespräch.

Mit welchen Vorurteilen werdet ihr persönlich konfrontiert – du, die SVP-Nationalrätin, und du, der Balkanmann?

Jasmin Hutter: Ich erlebe Vorurteile sehr direkt. Weil meine Partei die Dinge plakativ sagt, haben die Leute null Hemmungen mir gegenüber. Vorhin, als ich im Hauptbahnhof Zürich umgestiegen bin, hat mir einer nachgerufen: «Du Scheiss-SVP-Schlampel!»

Qazim Hajzeraj: Ich höre oder lese zwar von den Vorurteilen, die man uns gegenüber in der Schweiz hat, aber ich werde kaum je direkt mit Vorurteilen kon-

frontiert. Ich habe eher die Erfahrung gemacht, dass es unüblich ist, sich die Meinung ins Gesicht zu sagen. So habe ich auch selten überhaupt die Chance, etwas entgegenzusetzen, mich zu verteidigen.

Jasmin Hutter: Ich würde dir auch nie sagen: Ihr seid alle gewalttätig. Das stimmt ja auch nicht. Aber, und da bin ich jetzt ganz offen: Du hast die Äusserlichkeiten eines Balkanmannes, und wenn ich dich nicht kennen und dir auf der Strasse begegnen würde, dann würde ich wohl denken: Was tut dieser Mann hier? Warum ist er nicht in seinem Land? Will er unser Sozialwesen ausnutzen?

Qazim Hajzeraj: Ich meinerseits habe der SVP gegenüber auch Vorurteile. Die Partei ist für mich sehr konservativ, ausländer- und frauenfeindlich, geprägt von jenen drei, vier Personen, die der Partei ein Gesicht geben. – Von dir, Jasmin, habe ich gelesen, dass du von Ausländern Anpassungswille forderst. Wie meinst du das?

Jasmin Hutter: Ich möchte vorausschicken, dass meine beste Freundin Muslima ist. Durch sie habe ich einiges mitbekommen von fremden Kulturen. Elifs Familie lebt ihre Religion – doch sie sind integrierte Ausländer, sie haben sich eben angepasst: Die Frauen tragen zum Beispiel auch kein Kopftuch.

Qazim Hajzeraj: Und was sagst du zu den Plakaten der Zürcher SVP? «Kosovo-Albaner nützen unser Sozialsystem aus!» Ich kam vor 17 Jahren als politisch Verfolgter aus Kosova in die Schweiz. Nie hatte ich eine Chance, Leuten, die solche Slogans fabrizieren, gegenüberzustehen

und mit ihnen zu diskutieren. Ich werde von ihnen pauschal be- und verurteilt, ohne dass sie mich gesehen, geschweige denn angehört haben.

Jasmin Hutter: Gegen solche Plakate würde ich mich wehren. Aber die Gewaltbereitschaft von jungen Männern aus Ex-Jugoslawien ist eine Tatsache. Wir müssen den Mut haben zu differenzieren. Die Gewalttätigen, die Kriminellen wollen wir nicht. So könnte man Vorurteile abbauen, und das käme den Angepassten zu Gute.

Qazim Hajzeraj: Gewalt ist sozial bedingt, nicht kulturell. Wen holte man vor Jahren hierher? Wem gehören die Kinder, die heute gewalttätig sind? (*Er beugt sich über die Lehne des Sofas, blättert in irgendwelchen Sichtmappen, zieht eine hervor, beginnt zu lesen:*) «Da sassan wir an einem Tisch, so wie bei einer Musterungskommission, und sie defilierten an uns vorbei. Sie haben uns nach Grösse, Stärke und Körperbau angeguckt. Manchmal haben sie uns auch die Hände zeigen lassen, ob es auch möglichst grosse Hände sind und sie feste Schwielen an den Fingern haben. Daraus meinten sie zu sehen, dass wir ans Arbeiten gewöhnt sind.» (*Er legt das Blatt auf den Stapel zurück.*) Das hat ein Saisonier geschrieben, der in den Siebzigerjahren in die Schweiz geholt wurde. Man holte eben Arbeitskräfte, nicht Akademiker. Zu Beginn war das kein Problem: Die Jugoslawen gehörten zu den beliebtesten Saisoniers. Schwierig wurde es erst, als ihre Familien kamen, die Menschen eben, nicht nur die Arbeitskräfte.

Jasmin Hutter: Warum ist es denn bei den Italienern anders? Mit denen gibt es nicht solche Probleme wie mit den Balkanleuten.

Qazim Hajzeraj: Die Migrationsgeschichte der Italiener hat viel früher begonnen als unsere. Sie haben bereits Strukturen, wir haben sie noch nicht. Die italienische Kultur hat Einzug gehalten und Anklang gefunden.

Jasmin Hutter: Was soll ich denn tun, wenn ich durch Altstätten gehe und mir ein Ex-Jugoslawe nachruft: «Du Scheiss-Schweizerin!»?

Qazim Hajzeraj: Viele Schweizer werfen alle Ausländer in einen Topf. Dieser Mann, von dem du erzählst, tut mit den Schweizern dasselbe. Beides ist sehr kurz-sichtig. Dennoch darf das kein Grund sein, keinen Kontakt zu den andern aufzunehmen – oder es wenigstens zu versuchen. Ich habe zum Beispiel allen Bewohnerinnen und Bewohnern unseres Hauses angeboten, wenigstens einen Kaffee mit uns zu trinken. Niemand hat sich das getraut, in all den Jahren nicht. Ich gebe trotzdem nicht auf.

Inwiefern haben Vorurteile mit der Realität zu tun? Wie kommen sie eurer Meinung nach überhaupt zu Stande?

Qazim Hajzeraj: Vorurteile sind Barrieren, die man sich selber baut.

Jasmin Hutter: Diese Definition gefällt mir! Ich muss zugeben, dass ich im Parlament, wenn eine linke Frau vorne steht, sofort denke: Das stimmt nicht, was die sagt. (*Sie hält einen Moment inne, legt ihre Hände, die sonst mit den Worten tanzen, auf die Knie. Dann wendet sie sich ganz Qazim Hajzeraj zu und sagt:*) Vielleicht bin ich einfach zu faul, um auf andere zuzugehen. Es ist der Weg des geringsten Widerstandes, sich unter seinesgleichen zu bewegen.

Habt ihr ein Schlusswort, einen Wunsch vielleicht?

Jasmin Hutter: Wir müssen das Image, das ihr Ausländer in der Schweiz momentan habt, verbessern. Das geht nur, wenn wir gegen die Kriminellen vorgehen. Und dabei müssen uns Leute wie Elif und du, Qazim, helfen.

Qazim Hajzeraj: Ich habe kürzlich ein Bild gesehen, das ein Schüler gemalt hat: Zwei Väter, einer schwarz, einer weiss,

«Wir müssen den Mut haben zu differenzieren»: Qazim Hajzeraj und Jasmin Hutter

stehen da mit ihren Kindern, die Väter voneinander abgewandt, die Kinder aber schauen sich an. – Das ist für mich die Botschaft: Es geht nur gemeinsam! (*Dreht sich zu Jasmin Hutter und sagt:*) Und noch ein Wunsch an dich: Ich möchte dich zu einem Essen mit meiner Familie einladen.

Jasmin Hutter: (*lacht, überlegt einen Moment und sagt dann:*) Okay, ich komme! Am liebsten habe ich Köfte oder so etwas.

Jasmin Hutter steht auf, die Pflicht ruft, es ist Zeit, ins Bundeshaus zu eilen, Herbstsession. Man tauscht ein paar letzte Worte aus, kritzelt Adressen auf Zettel, schüttelt Hände. «Bis bald! Und alles Gute!»

Moderation: Brigitta Rotach
Text: Regula Tanner

Jasmin Hutter (26)

ist römisch-katholisch und lebt in Altstätten SG. Während vier Jahren vertrat sie die SVP im St. Galler Kantonsrat, 2003 wurde sie in den Nationalrat gewählt. Sie ist Verkaufsführerin der Firma Hutter Baumaschinen AG und absolviert berufsbegleitend ein Wirtschaftsstudium an einer Fachhochschule.

Qazim Hajzeraj (40)

ist muslimischer Herkunft, bezeichnet sich aber als Atheisten. 1987 kam er aus Kosova in die Schweiz, letztes Jahr wurde er eingebürgert. Er lebt in Ostermundigen und ist als Jugendarbeiter in Bern-Bethlehem tätig, wo er vor allem ausländische Jugendliche betreut. Qazim Hajzeraj ist verheiratet und Vater dreier Kinder.

Vorurteile: Ein Gespräch im Forschungslabor

Warum wir so versessen sind, unsere Mitmenschen zu etikettieren

Braucht man zum Leben Vorurteile? Wie eignet man sie sich an? Und wie wird man sie allenfalls wieder los? Ein Gespräch mit der Sozialpsychologin Ute Gabriel von der Universität Bern – über Kategorien, Klischees und Krawattenträger.

Hier stehen wir, Frau Gabriel: zwei Männer, Brillenträger, Journalisten, Redaktoren einer interreligiösen Zeitung – löst unser Auftritt bei Ihnen irgendwelche Vorurteile aus?

Ute Gabriel (*lacht*): Vielleicht das positive Vorurteil, dass Sie – mit Ihrem ethisch-moralischen Hintergrund! – das, was ich Ihnen sage, nicht reisserisch wiedergeben werden. Dahinter steckt natürlich mein negatives Vorurteil, Journalisten neigten dazu, Dinge möglichst provokativ auf den Punkt zu bringen.

Und was haben Sie für Vorurteile einer Psychologin gegenüber, die an der Universität forscht?

Wie wärs mit: Die sagt in wissenschaftlichem Kauderwelsch bloss das, was eh alle wissen?

Das ist zunächst mal ein vorschnelles Urteil – allerdings mit einem Kern Wahrheit: Natürlich stimmt es, dass wir Uni-Psychologinnen, wie Wissenschaftler ganz allgemein, oft zu wenig Augenmerk auf eine verständliche Sprache richten. Doch dahinter verbirgt sich das Stereotyp des zerstreuten Professors, der furchtbar geschieht, aber leider ziemlich unverständlich daherredet.

Aber wir müssen erst mal ein paar Begriffe klären: Die Forschung unterscheidet nämlich zwischen Stereotyp und Vorurteil. Stereotype transportieren kollektiv und kulturell geteiltes Wissen: Wer sie benutzt, kann auf ein «Wir-wissen-doch-won-die-Rede-ist» bauen.

Ganze Berufs- oder Volksgruppen werden so über denselben Leisten geschlagen. Stereotype wie «der Professor», «der Asylant», «der neue Mann» oder «die Feministin» lösen bei den meisten Menschen bestimmte Bilder aus – aber das sind noch keine Vorurteile.

Mit Verlaub: Das müssen Sie uns schon etwas genauer erklären.

Wenn etwa die Medien mit ihrer Berichterstattung über Autounfälle, in die Jugendliche aus Exjugoslawien verwickelt sind,

als Geburtshelfer für ein neues Stereotyp «Mann aus dem Balkan = Autoraser» wirken, heisst das noch lange nicht, dass auch ich ein solches übernehmen muss. Es liegt an mir, mein Urteil über einen Jugendlichen solcher Herkunft nicht davon beeinflussen zu lassen und ihm weiterhin vorurteilsfrei zu begegnen.

Ein Stereotyp wird somit erst dann zum – positiven oder negativen – Vorurteil, wenn ich persönlich an die landläufig mit solchen Etikettierungen verbundenen Inhalte glaube – und also in einem jungen Mann aus dem Balkan primär den Raser sehe.

Aber wir brauchen doch Verein-fachungen, um uns in dieser ach so komplexen Welt überhaupt noch einigermaßen orientieren zu können?

In der Tat teilen wir alle Menschen, denen wir zum ersten Mal begegnen, in Kategorien ein: Mann/Frau, gross/klein, weiss/schwarz, Krawatten-/T-Shirt-Träger. Solche Kategorien helfen uns, die Informationsflut zu reduzieren – sie ermöglichen überhaupt erst das Denken. Niemand kann bei allem, was ihm über den Weg läuft, beim Nullpunkt beginnen.

Solange das nicht mit Bewertungen verknüpft wird, ist das unbedenklich. Leider aber haben es soziale Kategorien an sich, sich flugs in Stereotype zu verwandeln: Aus dem Bankfachmann wird bald der Banker, aus dem Studenten der ewige Student, aus dem Bauern der Subventionsschnorrer, aus der IV-Bezügerin die IV-Schmarotzerin und aus dem Freikirchenmitglied der Stündeler.

Aber Sie wollen doch nicht ernsthaft behaupten, dass es Menschen gibt, die von frühmorgens bis spätabends derart wachsam durch die Welt gehen, dass sie den überall lauernden Stereotype-Fallen ausweichen können...

Nein. Und doch braucht es im Prinzip nur die Kraft und den Willen, nicht wegzuschauen, sondern jede Person ganz indivi-



Bild: Céline Beyeler

«Wenn etwa die Medien mit ihrer Berichterstattung über Autounfälle, in die Jugendliche aus Exjugoslawien verwickelt sind, als Geburtshelfer für ein neues Stereotyp «Mann aus dem Balkan = Autoraser» wirken, heisst das noch lange nicht, dass ich das zu meinem Vorurteil machen muss.»

Ute Gabriel

duell wahrzunehmen, sie als Persönlichkeit zu würdigen.

Ist das nicht ein frommer Wunsch?

Wir SchweizerInnen lechzen doch geradezu nach Stereotypen: Heute lässt sich jedenfalls eine Abstimmung über die erleichterte Einbürgerung junger AusländerInnen gewinnen, indem man ein Plakat kreiert, auf dem lauter braune Hände gierig nach dem roten Schweizer Pass greifen.

Das ist für mich Ausdruck einer Entwicklung in der Werbesprache: Die einzelne Botschaft droht in der flächendeckenden Werbung unterzugehen. Da bieten sich Stereotype geradezu an, weil sie beim Betrachter spontan eine ganze Reihe Zusatzinformationen heraufbeschwören, und zwar auf beiden Seiten: Die SVP arbeitete in besagter Abstimmung mit den braunen Händen, während die SP in ihrer Kampagne ein Gruppenbild mit weisen und farbigen Kindern zeigte – und damit ihrerseits ein Stereotyp bediente: jenes der süssen, unschuldigen Babys, die doch gar nichts für die Herkunft ihrer Eltern können und allesamt «swissmade» sind.

«Im Prinzip braucht es nur die Kraft und den Willen, nicht wegzugucken, sondern jede Person ganz individuell wahrzunehmen»: Dr. Ute Gabriel, Sozialpsychologin

satz ausserdem noch widerlegt wird. Doch die Wiederholung eines Stereotyps bewirkt zunächst einmal exakt das Gegenteil: Es zementiert unser Vorurteil.

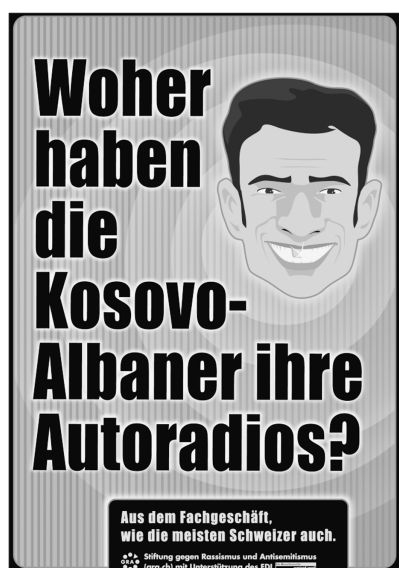
Wirksamer zur Aufweichung von Stereotypen scheinen mir Plakatkampagnen, die eine Person in einem neuen, überraschenden Umfeld zeigen: die Frau auf der Baustelle, der Mann am Wickeltisch, der Tamile auf dem Hornusserplatz.

Natürlich wird man nie verhindern können, dass wir in Gebieten, die stark mit unserer Identität verknüpft sind, auch stark kategorisieren. Darum wird es über das andere Geschlecht, über gewisse Berufsgruppen und über Ausländer immer Stereotype geben.

Allerdings: Ewig sind die nicht. So sind etwa Etikettierungen, unter denen in den Sechziger- und Siebzigerjahren Italiener und Spanierinnen in der Schweiz zu leiden hatten, längst Geschichte. Und auch die Stereotype über Frauen wandeln sich enorm. Da zeigt sich im Übrigen eindrücklich, wie wirksam man Vorurteilen via gesetzliche und gesellschaftliche Gleichstellung den Boden entziehen kann. *Interview: Samuel Geiser
Martin Lehmann*

Ute Gabriel (38)

ist Oberassistentin am Lehrstuhl für Sozialpsychologie und Rechtspsychologie der Universität Bern. Die promovierte Psychologin forscht über Kontrollmechanismen bei der Vorurteilsbildung, Reaktionen auf normabweichendes Verhalten sowie Kriminalitätsfurcht



Kann man mit solchen Plakaten...



...Rassismus bekämpfen?...



... Eher nicht, meint die Fachfrau

Plakatsujets: Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus (www.gra.ch)

Interreligiös heiraten: Viele Stolpersteine

Wenn der Jude mit der Christin

Ahmed und Barbara, Christine und David, Esmeralda und Franz wohnen im gleichen Block, tanzen in der gleichen Disco, kaufen im gleichen Supermarkt ein – und verlieben sich auch immer öfter ineinander. Wenn sie aber heiraten, tun sie das meist nur zivil: Wer sich nämlich interreligiös trauen lassen will – in einer Kirche, Synagoge oder Moschee –, stösst auf Hindernisse.

Multikulturelle Ehen gehören zum eigenössischen Alltag: Bei mehr als der Hälfte der Eheschliessungen haben Mann und Frau nicht dieselbe Konfession oder Religion, und bei rund einem Drittel auch nicht dieselbe Nationalität. Das sind die Fakten. Heute spricht man zwar nicht mehr von «Mischehen», sondern von «konfessionsverbindenden», «interkonfessionellen» oder «interreligiösen» Ehen. Die politische korrekte Sprachregelung ändert aber nichts daran, dass die Religionen den heiratswilligen Multikultipaaren nach wie vor viele Hindernisse in den Weg legen.

Die interkonfessionelle Heirat innerhalb der christlichen Landeskirchen ist in der Schweiz gang und gäbe. Die evangelisch-reformierte, die römisch-katholische und die christkatholische Kirche anerkennen gegenseitig den Trauakt – obwohl sie der Ehe unterschiedliche Bedeutungen beimessen: Für die Römisch- und Christkatholischen ist sie ein Sakrament, für die Reformierten nicht. Das konfessionell gemischte Brautpaar kann wählen, in welcher Kirche und bei welchem Pfarrer die Hochzeit stattfinden soll. Wenn allerdings die Trauung nicht von einem römisch-katholischen Geistlichen vorgenommen wird, braucht der römisch-katholische Teil des Paares eine so genannte Dispens – was zwar meist eine Formsache ist, vielen aber trotzdem gegen den Strich geht.

Meistens entscheidet sich das Paar für jene Kirche oder Pfarrperson, zu der es eine engere Beziehung hat. Man nennt diese Trauung ökumenisch, auch wenn dabei nicht beide Konfessionen mit je einer Pfarrperson oder einem Pfarrer mitwirken. Dass ein römisch-katholischer Priester und eine reformierte Pfarrperson den ökumenischen Trauakt gemeinsam zelebrieren, ist heute eher selten. Es sei unwirksam und brauche längere Vorbereitungszeit, ist zu hören; deshalb werden Brautleute von den Geistlichen beider Seiten zu diesem Schritt nicht gerade ermuntert. Ein katholischer Pfarrer sagt unumwunden: «Ich will nicht zig Kilometer reisen, um in einem Traugottesdienst eine Nebenrolle zu spielen.» Auf reformierter Seite tönts just ebenso.

Allseits Besitzansprüche

Wird der eheliche Bund nicht nur über die Konfessions-, sondern über die Religionsgrenze geschlossen, spricht man von einer interreligiösen Heirat. Auf dem Standesamt ist diese Verbindung problemlos möglich – und in Ehefragen ist in der Schweiz bekanntlich das Zivilrecht entscheidend.

Auf religiöser Ebene siehts allerdings ganz anders aus: Streng genommen, dürfen Musliminnen von ihrer Religion her keine Mischehe eingehen, und wenn ein Muslim eine Christin heiratet (was nicht verboten ist), dann nur unter der Bedingung, dass die Kinder im islamischen Glauben erzogen werden.

In der Moschee und in der Synagoge ist eine interreligiöse Trauzeremonie schlicht nicht möglich, in den christlichen Kirchen zwar denkbar, aber sehr selten. Die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen im Kanton Bern (AKB) schreibt in ihrer demnächst erscheinenden Broschüre*: «Die Kirchen ermutigen die christlichen PartnerInnen, ihre Glaubensüberzeugung zu leben und diejenige des Gegenübers zu achten. Auf dieser Basis ist, wenn ein gemischt-religiöses Paar dies wünscht, auch eine christliche Trauung möglich. Die Achtung vor der andern Religion kann in der Trauliturgie ausgedrückt werden und auch dadurch, dass ein Vertreter der andern Religion mitwirkt.» Der reformierte Gemeindepfarrer von Flammatt FR, Andreas Schmutz, hat schon gemischt-religiöse Paare getraut. Sein Fazit: «Es braucht sehr viel Vertrauen von allen Seiten. Und eine lange Vorbereitungszeit.»

Religion oft unterschätzt

Das langwierige Prozedere scheint viele Paare abzuschrecken. Recherchen für diese «zVisite»-Ausgabe zeigen: Wer über die Religionsgrenzen heiratet, tut dies meist nur auf dem Standesamt. Die Religionsfrage wird erst einmal beiseite geschoben. Oft mit schwer wiegenden Konsequenzen. Barbara Rissi von der Beratungsstelle für binationale Paare (frabina) beobachtet, dass vor allem Menschen, die sich als «nicht sehr religiös» einschätzen, in Ausnahmesituationen – Trennung, Lebenskrisen, Tod – sehr wohl auf ihr religiöses Grundmuster zurückgreifen. Auch die Geburt von Kindern lässt die Religion plötzlich wichtig werden. Viele Ehepartner merkten erst bei dieser Gelegenheit, wie sehr ihr Glaube ihre Kultur prägt, sagt die Sozialarbeiterin und rät deshalb allen Paaren dringend, religiöse Fragen vor der Hochzeit zu besprechen.

Gleiches raten ausnahmslos alle befragten Fachleute. Und Rabbiner Michael Leipziger von der Jüdischen Gemeinde Bern empfiehlt einem gemischt-religiösen Paar sogar, sich den Kindern zuliebe für die eine oder andere Religion zu entscheiden. «Ansonsten haben Kinder keine Identität – und wachsen mit einem zersplitterten Weltbild auf.» Rita Jost

* Die Trau-Broschüre kann ab Ende Januar bestellt werden: www.refbejus.ch

Beratungsstellen:

- Gemeinschaft Christen und Muslime, Postfach, 3001 Bern, Tel. 031 313 10 10
- frabina, Beratungsstelle für binationale Paare, Bern, Tel. 031 381 27 01

Literatur:

- «Jede Blume duftet anders. Bereicherungen und mögliche Konfliktsachen in binationalen Familien und Partnerschaften» (IAF-Verlag)
- «... und ich bin bunt! Bikulturelle Erziehung in der Familie» (IAF-Verlag)

Zum Beispiel Rosa und Stéphane Bloch-Lopez

Stéphane Bloch (jüd.) und Rosa Bloch-Lopez (ref.) haben bloss zivil geheiratet: «Alles andere wäre zu kompliziert gewesen.»

Stéphane Bloch, 38-jähriger Marketingleiter, in einer liberalen jüdischen Berner Familie aufgewachsen und in einer vorab nichtjüdischen Gesellschaft sozialisiert, geht zwar nicht regelmässig in die Synagoge, aber die religiösen Feste mit seiner Familie feiert er nach wie vor gerne. Als er vor zweieinhalb Jahren die reformierte Brasilianerin Rosa Lopez heiratete, wollten beide ihre Religion behalten – und gingen deshalb nur aufs Standesamt: «Alles andere wäre zu kompliziert gewesen» (vgl. Haupttext). Als Sohn Cédric zur Welt kam, wurde er beschnitten – obwohl er als Sohn einer Nichtjüdin streng genommen gar nicht Jude ist. Rosa, die in ihrer Hei-



Bild: Céline Beyerle

mat eine starke Beziehung zur Kirche hatte, erzieht die Kinder heute jüdisch. Im Dezember zündet sie Chanukka- und nicht Weihnachtskerzen an. Seit kurzem überlegt sie sich sogar, zum Judentum zu konvertieren: «Das würde einiges verein-

fachen.» Stéphane Bloch bewundert den Mut seiner Partnerin und weiss, dass er selber – umgekehrt – zu diesem Schritt nicht fähig wäre: «Ich spüre, dass meine jüdischen Wurzeln viel stärker sind, als ich je gedacht habe.» rj

Zum Beispiel Carole Erny und David Galvagno

David Galvagno (ref.) und Carole Erny (röm.-kath.) haben sich von einem reformierten Pfarrer trauen lassen, der zugleich Ritualberater ist: «So hats gestimmt.»

Die Toggenburgerin und der Basellandschaftler hatten präzise Vorstellungen von ihrer Hochzeitsfeier. Kirchlich sollte sie sein («weil uns wichtig war, dass unsere Liebsten und auch Gott auf unserem Weg begleiten») und zudem sehr persönlich. Sie fragten reformierte und römisch-katholische Geistliche an – und fanden schliesslich in Bernhard Neuenschwander ihren Trau(m)pfarren. Der reformierte Theologe, der auch Ritualberater ist, unterstützte sie bei der Gestaltung ihrer Trauung in einer kleinen Alpkapelle ihres momentanen Wohnorts Sachseln OW. Die



Bild: Céline Beyerle

stark symbolhafte Zeremonie fanden sie passend, weil sie beide, wie sie sagen, «im Moment stark auf der Suche nach einer Form des Glaubens» sind. Welche Konfession dereinst ihre Kinder haben sollen, wissen sie noch nicht. Sie werden es wohl

davon abhängig machen, ob ihnen der römisch-katholische oder der reformierte Pfarrer sympathischer ist. «Als bikonfessionelles Paar haben wir da ja gewissermassen Figgi und Müli», lacht David Galvagno. rj

Zum Beispiel Eveline Dridi-Walther und Abderrazak Dridi

Abderrazak Dridi (musl.) und Eveline Dridi-Walther (röm.-kath.) haben auf dem Standesamt geheiratet: «Nur so konnten alle Verwandten mit dabei sein.»

Die Ostschweizerin und ihr tunesischer Mann lernten sich in Bern kennen. Als sie sich vor zwölf Jahren für eine gemeinsame Zukunft entschieden, war für den gläubigen Muslim und die Römisch-Katholikin bald einmal klar, dass die Hochzeit in der Schweiz und zivil gefeiert werden sollte. So konnten alle Familienmitglieder aus der Schweiz und aus Tunesien beim Fest dabei sein.

Heute lebt das Ehepaar mit zwei Söhnen im Westen von Bern. Die Frau ist das einzige nichtmuslimische Familienmitglied. Sie leugnet ihre religiösen Wurzeln nicht, schmückt alljährlich einen Tannenbaum, hält sich aber im Übrigen an



Bild: Céline Beyerle

die Gebote des Islam. Die beiden Jungen wachsen in einem vollständig gemischt-religiösen Haushalt auf, essen kein Schweinefleisch, singen in der Schule Weihnachtslieder, gehen mit dem Vater ins Islamische Zentrum und haben mit alledem «keine Probleme». Sie sollen beide Kulturen kennen lernen, sagen die Eltern,

«und sich später für eine Religion entscheiden», ergänzt der Vater. Was, wenn einer dereinst eine Christin heiraten oder konvertieren möchten? Für den Vater ist klar: Eine Mischehe könnte er problemlos akzeptieren – aber mit einem zum Christentum konvertierten Sohn könnte er keinen Kontakt mehr haben. rj

Grusswort

Informieren, informieren, informieren!

Vor-Urteil: Urteilen, bevor die Voraussetzungen gegeben sind, ein objektives Urteil zu fällen. Das führt zu Fehl-Urteilen. Die Einbürgerungsvorlagen vom 26. September 2004 dürften letztlich daran gescheitert sein, dass sich zu viele Schweizerinnen und Schweizer von Vor-Urteilen und diffusen Ängsten haben leiten lassen: (Junge) Ausländer sind Drogendealer, Messerstecher, Autoraser, Taschendiebe...

An einer Tagung des Forums für die Integration der Migrantinnen und Migranten wurde kürzlich diskutiert, wie der Fremdenangst in der Schweiz aktiver entgegengetreten werden könnte. Laut dem Genfer Nationalrat Ueli Leuenberger müssten zuallererst die erschreckenden Informationsdefizite behoben werden. Die Bevölkerung wisse zu wenig über die ausländischen MitbewohnerInnen: «Das Informationsmanko ist ein Eldorado für Fremdenhasser», folgerte Leuenberger, und dagegen gebe es nur eines: «Informieren, informieren, informieren!»

Tatsächlich liegt hier wohl das Hauptproblem: Wir kennen einander nicht; wir wissen zu wenig voneinander. Das kann man ändern: indem wir Ausländerinnen und Ausländer unsere Gastfreundschaft spüren lassen und sie über unser Leben und unsere Gewohnheiten, aber auch über unser Rechts- und Demokratieverständnis informieren. Und: indem wir uns Zeit nehmen, uns von ihnen über ihre Lebensauffassung, ihre Träume und Sorgen erzählen zu lassen.

Gehen wir also z Visite und lassen wir dabei die Vorurteile vor der Tür. Erst wenn wir unser Gegenüber kennen, lernen wir es auch begreifen. – Es sei hier nicht ausgeklammert, dass Konflikte trotz gewissenhafter gegenseitiger Information nicht immer beigelegt werden können. Die Ansätze, die Probleme zu beheben, gründen dann aber nicht mehr auf Vor-Urteilen.

Viel zum besseren Verständnis untereinander trägt auch diese neuste Ausgabe der Gemeinschaftsproduktion «zVisite» bei. Unser Urteil: Absolut lesenswert.

Samuel Lutz, Synodalratspräsident der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Pascal Eschmann, Synodalratspräsident der Röm.-kath. Kirche Kanton Bern
Fritz-René Müller, Bischof der Christkatholischen Kirche der Schweiz
Robert Heymann, Interessengemeinschaft der Jüdischen Gemeinden Kanton Bern
Farhad Afshar, Präsident der Koordination Islamischer Organisationen Schweiz (KIOS)

Haus der Religionen in Bern

Von der Theorie zur Praxis

Das Haus der Religionen ist weltweit ein Pionierprojekt: Ab 2008 werden im Westen Berns Menschen unterschiedlichster Herkunft und Religion mit- und nebeneinander leben. Wie das gehen soll und kann, wird derzeit in einem Betriebskonzept ausgearbeitet.

«Äusserst unwürdig sind die Räume, in denen nichtchristliche Religionsgemeinschaften heute ihre Rituale und Feste feiern müssen», ärgert sich Hartmut Haas, Präsident des Vereins Haus der Religionen – Dialog der Kulturen. Meist seien es Tiefgaragen, ausgediente Fabriken, Lagerhallen oder sogar ehemalige Kehr-richtverbrennungsanlagen.

Aber das soll sich bald ändern: Das Haus der Religionen – jahrelang geisterte es nur in den Köpfen einiger IdealistInnen herum – dürfte 2008 Realität werden. Geradezu euphorisch blicken die Vertreter der einzelnen Religionsgemeinschaften diesem Zeitpunkt entgegen. Christen, Muslime, Juden, Buddhisten, Baha'i und Hinduisten wollen mit diesem Haus ein Zeichen setzen – und zeigen, dass auch Menschen unterschiedlicher Herkunft und Religion in Frieden miteinander leben können. «Wir wollen für die Schweiz und die Welt ein Vorbild sein», lautet eine immer wiederkehrende Aussage der InitiantInnen. Susanne Sadri, Vertreterin der Baha'i, ist überzeugt: «Solange man den gegenseitigen Dialog führt, gibt es keinen Krieg. Zudem werden mit einem solchen Projekt auch religiöse Minderheiten besser akzeptiert.»

Das Architekturprojekt

Seit Oktober 2004 besteht ein Architekturprojekt, das für das Haus der Religionen einen Neubau am Europaplatz in Bern-Ausserholligen vorsieht. Die multireligiöse Tempelanlage mit mindestens sechs Räumen für sechs Religionen soll vom geplanten 13-stöckigen Gebäude allerdings nur den Sockel belegen – oben sind Büros und zahlreiche Wohnungen geplant. Diese so genannte Mantelnutzung hilft, das Projekt zu finanzieren.

Erste Gespräche mit Investoren sind im Gang, und die Stadt Bern als Grundstückbesitzerin verzichtet auf Mehrwertsteuern. Die Gebäudehülle soll 2008 stehen, die einzelnen Räume werden von den Religionsgemeinschaften selber ausgebaut und eingerichtet. *god*

Unterschiedliche Nutzungen

Die Diskussion, wie die Gesamtfläche von insgesamt 5000 Quadratmetern dereinst genutzt werden soll, läuft schon jetzt auf Hochtouren. Jede Religionsgemeinschaft wird nämlich ihren eigenen Raum zum Ausüben ihrer Spiritualität erhalten.

Das Berner Architekturbüro Bauart hat aber noch weitere Knacknüsse zu lösen: So soll zum Beispiel die Moschee nach Mekka ausgerichtet, der Hindu-Tempel von Osten her betretbar und zudem so gestaltet sein, dass er mit Morgenlicht gefüllt wird.

Für den Hindu-Vertreter Murali Thiruselvam ist allerdings bereits heute klar: «Das Know-how für den Tempelbau holen wir aus Sri Lanka. Und von dort lassen wir auch den zuständigen Architekten einfliegen.» Thiruselvam freut sich, dass der neue Raum über Bodenheizung verfügen wird und das Meditieren auf kaltem Lagerhallen-Boden bald ein Ende hat.

Auch die 750 Muslime der türkisch-islamischen Gemeinde Bern können den Einzug ins Haus der Religionen kaum erwarten. Bald werden sie einen würdigen Raum für ihr Freitagsgebet haben – einen Raum, der im Innern mit den Bestandteilen einer Moschee ausgestattet sein wird. «Wir werden aber kein Museum für Völkerkunde sein, das öffentlich und stets für alle zugänglich ist», schränkt Gemeindevertreter Taner Ileri ein, aber Tage der offenen Tür werde es sicherlich geben.

Die 350 Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Bern werden ihre Gottesdienste weiterhin in der Synagoge an der Kapellenstrasse abhalten. Im Haus der Religionen möchten sie vor allem Öffentlichkeitsarbeit betreiben und das Judentum sowie die Politik des Staates Israel erklären. «Zudem haben wir viel Erfahrung mit Migration und Integration – diese möchten wir weitergeben», fügt Jakob Bass, Vertreter der Jüdischen Gemeinde Bern, hinzu.

Noch nicht definiert ist die Nutzung des christlichen Raums. Da es weder den Reformierten noch den Katholischen an Gottesdiensträumen mangelt, erwägen die christlichen Konfessionen, ihre Fläche im Haus der Religionen der heute heimatlosen Afrikanischen Migrationsgemeinde zur Verfügung zu stellen. «Ökumenische



Bild: zvg

Nimmt Konturen an: Projekt Haus der Religionen im Westen von Bern

Gottesdienste sind aber im Haus der Religionen dennoch jederzeit möglich», betont Albert Rieger von der Fachstelle Ökumene, Mission und Entwicklungszusammenarbeit der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn.

Ein besonderes Anliegen hat ZEN-Priester Gotthard Diethelm. Er möchte im Haus der Religionen vor allem Bestattungen nach buddhistischer Art durchführen. «Das ist für unseren Glauben die wichtigste Zeremonie», erklärt er. Mit Widerstand rechnend, fügt er lachend hinzu: «Keine Angst, bei einer 20-köpfigen Gemeinschaft gibt es nicht allzu viele Beerdigungen.»

«Man muss nicht gläubig sein»

Bis im Sommer 2005 soll ein Betriebskonzept ausgearbeitet sein, das die Nutzung des Hauses regelt. Gegenseitiger Respekt und Toleranz wird darin ganz gross geschrieben sein. Wie der Name sagt, soll das Haus der Religionen – Dialog der Kulturen nicht allein eine multireligiöse Tempelanlage sein, vielmehr sollen an diesem Begegnungsort auch gemeinsame Feste sowie gesellige Anlässe wie Konzerte und Theater durchgeführt werden können. «Man muss nicht gläubig sein, um uns hier zu besuchen», hebt Taner Ileri von

der türkisch-islamischen Gemeinde hervor, «nur offen und neugierig.» Um die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu anderen kulturellen und religiösen Gemeinschaften besser verständlich zu machen, sollen auch Kurse und Seminare angeboten werden, zudem ist der Zugang zu den heiligen Schriften und weiteren wichtigen Textquellen der Religionsgemeinschaften vorgesehen.

Damit das Haus auch wirklich lebt, möchten die Verantwortlichen eine Kindertagesstätte integrieren. Zudem sollen kleine basarähnliche Läden Produkte aus den unterschiedlichen Ländern anbieten. Auch von einer Küche wird gesprochen, in der jeden Tag eine Mahlzeit aus einer anderen Kultur gekocht werden kann, für die Öffentlichkeit soll eine Bibliothek eingerichtet werden, und Behörden sollen beim Haus der Religionen Informationen zum interreligiösen Dialog abrufen können.

Soweit die Pläne. Beschlossene Sache ist bereits, dass der runde Tisch der Religionen – das interreligiöse Gesprächsforum, wo die Idee für das Projekt einst geboren wurde – im Haus der Religionen einen festen Standort erhalten soll. «Es ist nicht einfach, alle Vorstellungen unter einen Hut zu bringen», sagt Vereinsleiter Hartmut Haas. «Doch die Frucht langjähriger Arbeit nimmt immer konkretere Formen an.» *Natalia Godglück*

www.haus-der-religionen.ch

saemann

Evangelisch-reformierte Monatszeitung, Bern
Herausgeber: Verein «saemann»
Auflage: 286 773 Exemplare
Redaktion: Samuel Geiser, Martin Lehmann
Redaktionsadresse: «saemann», Postfach 7822, 3001 Bern; Tel. 031 398 18 20, Fax 031 398 18 23; E-Mail: redaktion@saemann.ch
Internet: www.saemann.ch
Geschäftsleitung: Christian Lehmann, Jungfraustr. 10, 3600 Thun, Tel. 033 223 35 85
 E-Mail: geschaeftsleitung@saemann.ch
Inserate: JahrhundertPress, Pf 7259, 3001 Bern, Tel. 031 352 54 54, E-Mail: jhp@bluewin.ch
Abonnemente/Druck: Länggass Druck AG Bern, Postfach 7062, 3001 Bern, Tel. 031 307 75 75; E-Mail: saemann@ldb.ch

pfarrblatt

Wochenzeitung der röm.-kath. Pfarreien des Kantons Bern, alter Kantonsteil
Redaktion: Angelika Boesch, Jürg Meienberg
Redaktionsadresse: Redaktion «pfarrblatt», Postfach 558, 3000 Bern 7, Tel. 031 327 50 50; Fax: 031 327 50 55
 E-Mail: redaktion@pfarrblattbern.ch
Internet: www.pfarrblattbern.ch
Herausgeberin: «pfarrblatt»-Gemeinschaft Bern
 Präsident: Synes Ernst, Ostermundigen
 Vizepräsident: Franz Scherer, Thun
Auflage: 53 600 Exemplare
 In Biel und Umgebung sowie Pieterlen erscheint 14-tägig der zweisprachige «angelus». Redaktion: Christiane Gschwind, Peter Friedli, Tel. 032 329 50 81, E-Mail: angelus.biel@kathbielbienne.ch

Christkatholisches Kirchenblatt

128. Jahrgang; erscheint 14-tägig
Herausgeber: Medienkomitee der Christkatholischen Kirche der Schweiz
Redaktion: Redaktion Kirchenblatt, Frau Jean Drummond-Young, Oberdorfstrasse 16, 8408 Winterthur, Tel. 052 222 38 35
 E-Mail Redaktion: kirchenblatt@christkath.ch
Auflage: 7950 Exemplare
Druck/Abonnementsverwaltung: W. Gassmann AG, Druck und Verlag Längfeldweg 135, 2501 Biel
 Tel. 032 344 82 22
Abonnementspreis (In- und Ausland): Fr. 39.–
Internet: www.christkath.ch

JGB-FORUM

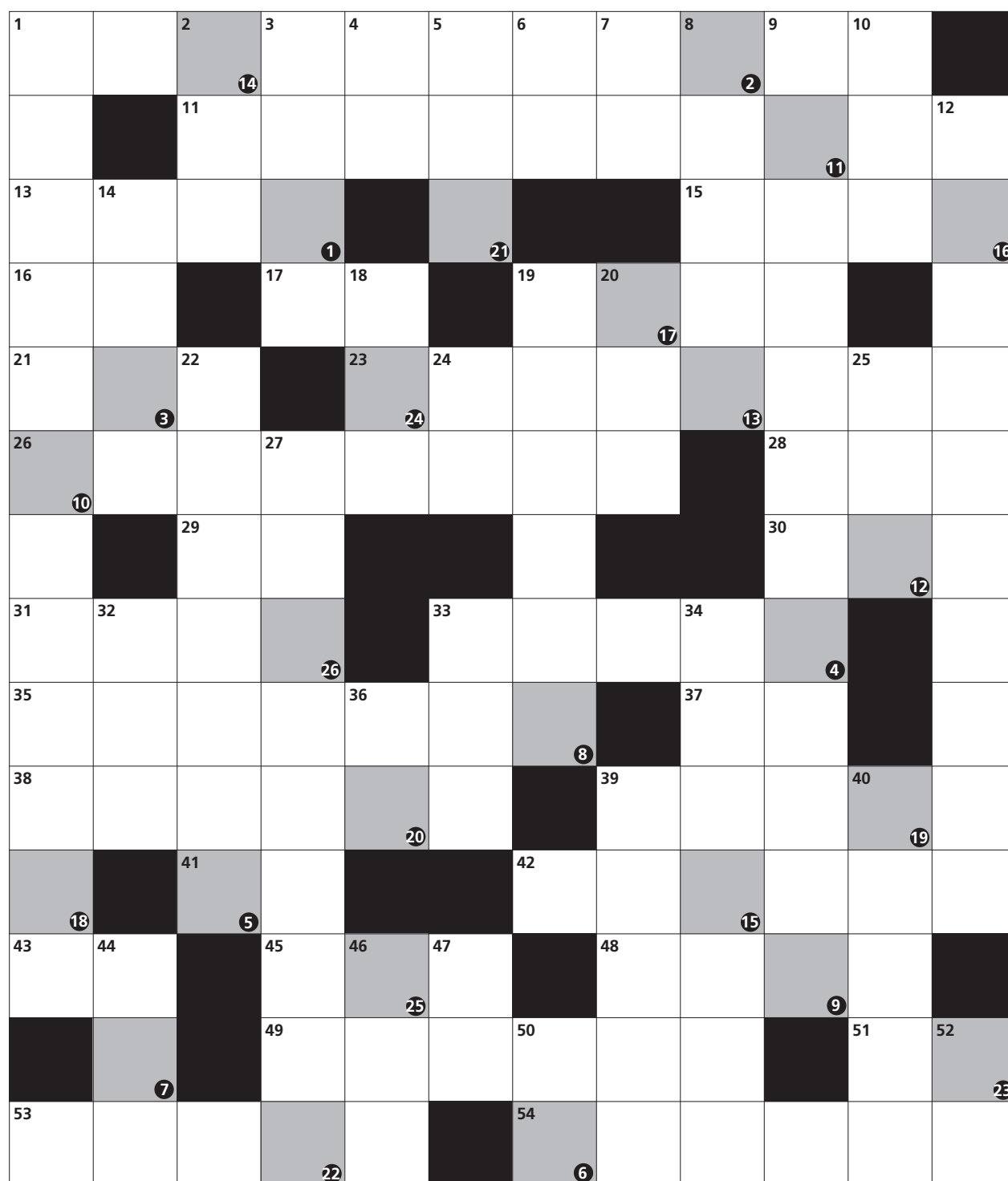
Publikation der Jüdischen Gemeinde Bern und der Jüdischen Gemeinde Biel-Bienne. Erscheint zweimal jährlich.
Herausgeberin: Jüdische Gemeinde Bern (JGB)
 Kapellenstrasse 2, 3011 Bern
 Tel. 031 381 49 92
 E-Mail: info@jgb.ch
Internet: www.jgb.ch
Auflage: 600 Exemplare
Redaktion: Peter Abelin (Text)
 E-Mail: peter.abelin@swissonline.ch
 Georges Hill (Bild)
 E-Mail: geohill@datacomm.ch
Redaktion: Kapellenstrasse 2, 3011 Bern
Druck: Lang Druck AG, Sägemattstrasse 11, 3097 Liebfeld

Eine gemeinsame Dachorganisation **der Musliminnen und Muslime in der Schweiz** existiert bis jetzt nicht. Einer der Gründe hierfür ist die grosse ethnische, kulturelle und religiöse Vielfalt der MuslimInnen in der Schweiz. Nicht zuletzt deshalb gibt es auch keine grössere muslimische Publikation. Die Frage einer übergreifenden Organisationsstruktur wird derzeit von verschiedenen muslimischen Gemeinschaften diskutiert.

Kontakt im Zusammenhang mit «zVisite»:
 Laila Sheikh (laila.sheikh@gmx.net)

«zVisite»-Kreuzwörterrätsel

Sind Ihnen Vorurteile ein Rätsel?



© by Edy Hubacher

Waagrecht:

1 sie haben doch auch Rechte, die modernen Vogelfreien **11** politisch unkorrekte Süßigkeit **13** das letzte hat keine Taschen **15** nicht der Ort, um Pläne zu schmieden **16** irgendwann wird auch die Schweiz dazugehören **17** der Name einiger Schweizer Bäche **19** eine kopflose Kostbarkeit ist noch immer ein Baum **21** der Taufname von Nadeschkins Partner **23** überlegt, vorsichtig und mit Bedacht **26** wer es verbieten will, verschleiert das Problem **28** so wie ein Film Chaplins heisst neudeutsch jedes Kind **29** diese Qualität ist nicht zu steigern **30** das ist die Sache der Römer **31** darauf folgt nichts mehr **33** sie half Iason und den Argonauten beim Diebstahl des Goldenen Vlies **35** durch eine Monsterebene zu einem Entscheid finden **37** Umberto war der letzte unserer südlichen Nachbarn **38** Krethi und ... **39** der Geburtsort des wohl grössten Universalgenies aller Zeiten **41** weder oder noch (franz.) **42** Juden blieben es manchmal auch in schwersten Zeiten (lies Salcia Landmann) **43** ein Benelux-

Autokennzeichen **45** überlebte die Sintflut und wurde zum Stammvater der Juden **48** ein Indianervolk in Kanada **49** Rassismus entspringt oft einem solchen **51** eine Weltstadt, kurz gefasst **53** er tut sich schwer mit starken Frauen **54** wenn keiner zuhört, ist es keiner

Senkrecht:

1 wer nicht links noch rechts schaut, trägt wohl solche **2** in diesem Schulfach wird auch Religion unterrichtet **3** verlängert oder verwässert den Trinkgenuss **4** der Opa der Mundartrockers (Initialen) **5** Kunst, Garfunkel oder Furrer **6** singt deutsche Chansons, Nachname Werner, Vorname? **7** trendig **8** nicht nur vor schwarzen Spinnen tun sich viele **9** auch ein «Strafmass» für reuige Katholiken **10** eine unserer Regierungsparteien **12** so reagieren leider viele, Fremden und Unbekanntem gegenüber **14** ist stärker als der Dollar **18** steht in der katholischen Hierarchie über dem Prior **19** der Schweizer Linth-Korrektor oder der durch seine Vexierbilder bekannt gewordene holländische Grafiker

20 besser, ein Diamant oder ein Ei seiens als ein Mensch **22** Kinder haben Rechte – auch das Recht darauf **24** wie 16 waagrecht **25** in jenem des Tornados wüten verheerende Kräfte (engl.) **27** stur, eifernd und verbissen **32** Wund-, Mahn- oder Denk- **33** über den Wolken, singt er, sei die Freiheit wohl grenzenlos **34** dieser junge afrikanische Staat zahlt für die Unabhängigkeit einen hohen Preis **36** er schrieb «Les Misérables» (Initialen) **39** war während der deutschen Besetzung Sitz des Etat français **40** ist auch über dem Vatikan oft *blu* **44** Grossschwiegertochter von Abraham **46** Kramnik hat sehr viele solche Punkte gesammelt **47** Sprosse auf einer (Ton-)Leiter **50** Tonträger, Chauffeur dangeureux oder Corps diplomatique **52** häufigstes Autokennzeichen in Rheinfelden

(Y = I)

Schicken Sie den Lösungssatz bis 10. Januar 2005 an:

zVisite
Kreuzwörterrätsel
Postfach 7822
3001 Bern

oder elektronisch an:
zvisite@postbox.ch

Die EinsenderInnen mit der richtigen Lösung nehmen an der Verlosung folgender Preise teil:

1. Preis

Das grosse Gastmahl: Gutschein für ein Nachtessen für sechs Personen im libanesischen Restaurant Adonis in Bern

2. Preis

«Stadtgespräch» und «Wie ich die Welt sehe»: zwei Spiele rund um Vorurteile, spannend, witzig und befreiend zugleich (vgl. nebenstehende Besprechung)

3. Preis

«Der Retter des Enzians»: CD mit dem neuen Programm des Appenzeller Kabarettisten Simon Enzler

Spieletipps

Es lebe das Vorurteil!

Das biblische (und koranische) Gebot «Du sollst dir kein Bildnis machen» gilt nicht fürs Spiel: Die so genannten Kommunikationsspiele machen erst Spass, wenn man mit Vorurteilen so richtig jonglieren kann.

«Wie viele Prozent der Erwachsenen lesen regelmässig ihr Horoskop und glauben daran?» 15 Prozent, denke ich und schreibe das auf einen Zettel. Jetzt überlege ich mir, wer von den Mitspielenden zu einem ähnlichen Schluss kommt wie ich. Max etwa? Nein, der glaubt doch an Horoskope und meint deshalb, es seien 30 Prozent. Also Theres. Nein, sie ist Rationalistin und hat vermutlich nur 3 Prozent auf ihren Zettel geschrieben. Dann doch Vreni. Wir haben oft die gleiche Meinung, sie denkt wohl 16 Prozent. Also schiebe ich ihr den so genannten Partnerstein zu.

Wir spielen «**Stadtgespräch**», gemäss Untertitel «das unglaubliche Spiel für Menschenkenner». Hier gewinnt nämlich nicht, wer am meisten weiss, sondern wer die andern am besten einschätzt. In Spielen ist diese Fähigkeit sehr oft gefragt, sowohl in Taktik- als auch in Kommunikationsspielen.

Erfolgreiche Taktiker zeichnen sich dadurch aus, dass sie sich in ihre Gegenüber hineindenken und sich vorstellen können, welche Pläne diese aushecken. Dementsprechend machen sie ihre Züge oder wählen ihre Karten. Noch direkter kommt dieses Hintergründige in den so genannten Kommunikationsspielen zum Zug, in denen der spielerische Umgang mit den Persönlichkeiten und den charakterlichen Eigenschaften der einzelnen Mitspielenden im Vordergrund steht. Solche Spiele leben geradezu vom Einschätzen der andern, und am meisten Vergnügen bereiten sie, wenn Menschen rund um den Tisch sitzen, die einander kennen und ein Bild voneinander haben.

Das Spiel mit den gegenseitigen Vorurteilen ist der Kern solcher Kommunikationsspiele. Sie sind spannend und befreiend zugleich: spannend, weil verdeckte Vorurteile auf den Tisch kommen, und befreiend, weil nicht selten falsche Vorurteile auf locker-leichte Art entlarvt werden.

Genau dies macht auch den Witz des jüngsten Werks des Berners Urs Hostettler aus. In «**Wie ich die Welt sehe**» konstruieren die Teilnehmenden gemeinsam ein Weltbild. «Ich mag die eigenartige Stimmung, die von ? ausgeht», sagt eine Spielerin, worauf die anderen für das Fragezeichen einen Vorschlag machen. Dabei versucht jeder das zu nennen, von dem er hofft, dass es ins Bild der Fragestellerin passt. Warum sie die von Max vorgeschlagenen «Ölsardinen» meinen «deutschen Touristen» vorgezogen hat, weiss ich bis heute nicht. Vermutlich versteht sie keinen Witz ... *Synes Ernst*

Synes Ernst ist Bundeshausredaktor der «Handelszeitung» und seit 1982 Mitglied der Jury «Spiel des Jahres».

«Stadtgespräch»: Ravensburger Spiele (Fr. 42.–)
«Wie ich die Welt sehe»: Fata Morgana (Fr. 29.50)

Die Lösungsbuchstaben in den grauen Feldern zeigen, was **TOLERANZ** bedeutet.

1 2 3

4 5 6 7 8 9

10 11 12 13 14 15 16

17 18 19 20 21

22 23 24 25 26

1 2 3

4 5 6 7 8 9

10 11 12 13 14 15 16

17 18 19 20 21

22 23 24 25 26